

# Geschichte: Tradition – Erneuerung – Pflege

## Zu den Ursprüngen von Fastnacht, Fasching und Karneval

Schwäbisch-alemannische Fasnet und rheinischer Karneval – zwischen diesen beiden Arten, die närrischen Tage zu feiern, liegen heute scheinbar Welten. Zumindest bewerten viele Fastnächter aus dem Süden all das, was die Karnevalisten nördlich der Mainlinie treiben, nur als oberflächliche, seichte Unterhaltung, während sie selber sich im Besitz eines wesentlich tiefer gehenden und »echteren« Brauchtums wähnen. Die Jecken des Rheinlands verunsichert dies zwar wenig, aber daß der Verlauf der sogenannten fünften Jahreszeit im deutschsprachigen Raum gegenwärtig in zwei große Blöcke zerfällt, die vor allem aus südwestlicher Sicht für völlig unvereinbar gehalten werden, nehmen sie durchaus auch zur Kenntnis. Vereinfacht lassen sich die beiden Brauchkomplexe nach ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen etwa in folgende Gegensatzpaare fassen: Karneval kontra Fastnacht, das ist Kostümierung kontra Vermummung, Pappnase gegen Holzlarve, Spontaneität gegen Ritual, Leichtsinn gegen Schwermut oder, ein wenig zugespitzt, Weinseligkeit kontra Bierernst. Warum es zu dieser Kluft zwischen Karneval und Fastnacht überhaupt kam, welche Entwicklung das fastnächliche Brauchgeschehen speziell im deutschen Südwesten genommen hat und wie es sich heute darstellt, davon handelt dieses Buch.

### Schwellenfest am Vorabend der Fastenzeit

Sowohl die Karnevalisten als auch die Fastnächter berufen sich gerne auf die Autorität der Geschichte. Aber weder die einen haben recht, wenn sie die Ursprünge des Karnevals, wie oft zu hören, direkt von den römischen Festen der Bacchanalien oder Saturnalien herleiten<sup>1</sup>, noch liegen die anderen richtig, wenn sie die Wurzeln der Fastnacht hartnäckig in »grauer Vorzeit«, nämlich in den Winteraustreibungs- oder gar den Totenkulten der Germanen sehen wollen<sup>2</sup>. Die gesamte neuere Forschung ist sich nämlich darüber einig, daß beide Brauchformen, Fastnacht und Karneval, keineswegs aus vorchristlicher Zeit stammen, sondern daß sie ihren gemeinsamen Ausgangspunkt voll und ganz im christlichen Jahreslauf haben, wo sie von Anfang an das Schwellenfest vor dem

Anbruch der vierzigstägigen Fastenzeit vor Ostern bilden, die mit dem Aschermittwoch beginnt<sup>3</sup>.

Den Beweis hierfür liefern allein schon die jeweiligen Namen für den Brauchtermin, die bekanntlich aus zwei verschiedenen Sprachfamilien kommen. Die deutsche Bezeichnung erklärt sich ohnehin von selbst: Ebenso wie der Abend vor dem Geburtsfest Christi »Weihnacht« heißt, meint »Fastnacht« nichts anderes als den Vorabend der Fastenzeit<sup>4</sup>, noch präziser ausgedrückt übrigens durch die niederdeutsche Form »Fastelovend«. In genau dieselbe Richtung weist aber auch der romanische Begriff »Karneval«, der einen inhaltlich nicht minder klaren Sinnbezug zum Fasten herstellt. Das Kirchenlatein nannte den Eintritt in die Abstinenzperiode nämlich »carnislevamen«, »carnisprivium« oder »carnetolendas«, zu übersetzen etwa mit »Fleischwegnahme«<sup>5</sup>. Aus diesem Wortfeld entwickelte sich das italienische »Carnevale«, das genau genommen auf die bereits im 10. Jahrhundert nachweisbare Variante »carnelevare«, also auf den substantivierten Infinitiv »Fleischwegnehmen«, zurückgeht. Aus »carnelevare« entstand später das leichter auszusprechende »carnevale«, was dann vollends zu »carnevale« zusammengezogen und scherzhaft als »Fleisch, lebe wohl« interpretiert wurde<sup>6</sup>. Ebenfalls mit dem Wort »Fasten« hängt schließlich noch das im Bayerischen gebräuchliche »Fasching« zusammen. Es hieß ursprünglich »vaschang« bzw. »vastschanc«, was auf das Ausschneiden eines Fastentrunks hinweist<sup>7</sup>.

Welch einen radikalen Einschnitt im Wirtschaftsjahr die Fastenzeit bildete und wie grundlegend sich durch sie die Speisegewohnheiten der Bevölkerung änderten, wird in vollem Umfang erst dann verständlich, wenn man sich die Abstinenzgebote einmal genauer vergegenwärtigt. Untersagt war nämlich, übrigens unter Androhung empfindlicher Strafen, in den sechs Wochen zwischen Aschermittwoch und Ostern nicht nur der Konsum des Fleisches von warmblütigen Tieren, sondern auch der Genuß aller weiteren aus Großvieh- und Geflügelhaltung gewonnenen Nahrungsmittel wie Schmalz, Fett, Milch, Butter, Käse und Eier<sup>8</sup>. Dies hatte für die Gestaltung der letzten Tage vor der Periode der Enthaltensamkeit zur Folge, daß eigens nochmal geschlachtet und in großen Mengen Fleisch verzehrt wurde, was spätestens seit dem 13. Jahrhundert im Rahmen großer öffentlicher Gelage geschah, und daß man zudem nach Wegen such-

te, die verderblichen Vorräte sämtlicher übrigen unters Fastengebot fallenden Speisen vollends aufzubauchen. Aus der Notwendigkeit solcher Resteverwertung entstanden unter anderem die traditionell schmalzgebackenen, reichlich eierhaltigen Fastnachtsküchlein oder -krapfen, die gewöhnlich eine knappe Woche vor Aschermittwoch, am sogenannten »fetten (süddeutsch: schmutzigen) Donnerstag« hergestellt wurden und mit denen man sich ebenfalls schon früh bei ausgedehnten Heischeumzügen gegenseitig beschenkte<sup>9</sup>.

Zu diesen ersten, ausschließlich ökonomisch bedingten Feierformen – gemeinsames Essen und Trinken bilden ohnedies die Keimzelle nahezu eines jeden Festes – traten bald weitere Elemente der Fastnachtsgestaltung. Eine wichtige Funktion hatten hier bereits im ältesten Stadium der Brauchentwicklung Musik und Tanz<sup>10</sup>. Tänze bedurften im Mittelalter und in der frühen Neuzeit durchweg einer speziellen obrigkeitlichen Genehmigung, und soweit sie keine reine Männerangelegenheit innerhalb bestimmter Zunfttriale waren, sondern mit Partnern beiderlei Geschlechts abgehalten wurden, ging es dabei in der Tat nicht prude zu. Das kam den Bedürfnissen der Brauchbeteiligten wiederum insofern entgegen, als die Fastenzeit Abkehr vom Fleisch im zweifachen Sinne forderte: zum einen eben den Verzicht auf entsprechende Speisen und zum anderen, übertragen gemeint, die nicht minder konsequente Standhaftigkeit gegenüber allen sonstigen Verlockungen des Fleisches, sexuelle Enthaltensamkeit also. Dadurch wurden die tollen Tage vor dem Aschermittwoch erst recht zum Ventil. Sinnvollerweise legten, um sich in der Fastenzeit nicht zu versündigen, viele junge Paare ihre Hochzeitsnacht eigens noch in die Fastnacht, wodurch diese sich aus ganz pragmatischen Gründen zu einem der beliebtesten Hochzeitstermine profilierte<sup>11</sup>.

Im 14. und 15. Jahrhundert lagerten sich um den Fastnachtstermin in wachsendem Maße Spiel- und Schaubräuche an, als deren Träger vor allem die ledigen Handwerksgesellen fungierten, die nicht zuletzt ihrer hohen Mobilität wegen ein besonders unruhiges, gern über die Stränge schlagendes und nur bedingt kontrollierbares Bevölkerungselement waren<sup>12</sup>. Zu den frühesten Darbietungen der jungen Gesellen gehörten komische Turniere, die teilweise sicher als ernsthafte Wettkämpfe ausgetragen wurden, teilweise wohl aber auch von vornherein als ausgelassene Parodien ritterlichen Lebensstils angelegt waren. Kaum weniger Aufmerksamkeit erregten die ledigen jungen Burschen mit vielfach bewußt skurril inszenierten gemeinsamen Umgängen, in deren Verlauf sie etwa bei der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit ein Fastnachtsküchlein abholen durften. An der Schwelle zur Neuzeit entfaltete sich die demonstrative Seite der Bräuche immer mehr. Es gab organisierte Vorführungen

wie beispielsweise das Pflug-, Block- oder Eggenziehen zur Verspottung alter Jungfern, wilde Lärmorgien mit improvisierten Instrumenten, groteske Schlittenfahrten oder den angesichts der winterlichen Wassertemperaturen nicht ganz ungefährlichen Schlußbrauch des Brunnenwerfens oder -springens. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die städtischen Umzüge, die bis zu so spektakulären Ereignissen wie dem Nürnberger Schembartlauf reichen konnten; und schließlich inszenierte man auf die tollen Tage auch gerne weltliche Theateraufführungen, eben sogenannte Fastnachtspiele, die an manchen Orten in eine eigenständige Spieltradition mit namhaften Autoren einmündeten<sup>13</sup>. Spätestens um 1500 waren die Fastnachtsumtriebe dann kaum noch dem Zufall überlassen, sondern wiesen ein hohes Maß an Gelenktheit auf.

Trotz aller Reglementierungen und Differenzierungen aber blieb die Fastnacht auch im 16. Jahrhundert nach wie vor in erster Linie ein Fest des Fleisches und der von Kirche und Obrigkeit vorübergehend tolerierten Ausschweifung und Völlerei. Das belegen nicht zuletzt frühe Bildüberlieferungen. Ein in Venedig gedruckter, kolorierter Holzschnitt etwa, zu dem es deutsche Entsprechungen gibt, stellt den »Triumph des Karnevals« sinnfällig dar (Abb. 1): Auf einer Trage thront der vollgefressene Fettwanst »Carnevale«, die personifizierte Fastnacht also, inmitten üppiger Fleischspeisen. Neben ihm liegt ein ganzes Schwein, vor ihm steht eine Art Ständer mit weiteren Fleischwaren vom Schweinskopf bis zum Geflügel, und selbst sein eigener Kopfschmuck besteht aus einem Kranz von Würsten. Die seltsame Schar von Kostümierten, die den Tragstuhl mit dem feisten Protagonisten transportiert und begleitet, hat sich zu einer Art Prozession formiert, und auf den mitge-

1 Triumph des Karnevals  
Holzschnitt. Venedig  
(Paris, Bibliothèque N  
Bibliothèque de l'Op



fürten Bratspießen, die in der Tat wie Prozessionsstangen präsentiert werden, stecken wiederum Fleischstücke und Wurstwaren in Hülle und Fülle. Fastnachtsumzüge solcher und ähnlicher Art existierten übrigens nicht nur in bildhaften Vorstellungen, sondern sie fanden auch tatsächlich statt. Vereinzelt wurden von den Metzgern sogar eigens gigantische Riesenwürste angefertigt, die dann im Zentrum grotesker Vorführungen standen und zu deren spektakulärem Transport durch die Straßen man Dutzende von Männern benötigte<sup>14</sup>.

Überhaupt genossen speziell die Metzger in vielen Stadtfastnachten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit besondere Privilegien. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Schließlich waren sie derjenige Berufsstand, der die Fastenzeit am empfindlichsten zu spüren bekam und der ab Aschermittwoch zwangsläufig drastische Verdienstaufschläge hinnehmen mußte. So durften sie sich vor dem Anbruch der sechs fleischlosen Wochen mit Billigung der Ratsgremien noch einmal kräftig bereichern, indem sie Teile der Fastnachtsfestivitäten selbst ausrichteten oder durch publikumswirksame Darbietungen auf sich aufmerksam machten. Einen der berühmtesten Bräuche dieser Art gab es in Nürnberg. Dort war es den Metzgern seit dem 15. Jahrhundert erlaubt, an Fastnacht einen eigenen Tanz aufzuführen, von den Einheimischen »Zämertanz« genannt, in dessen Verlauf sie sich gegenseitig sinnigerweise an Wurstringen festhielten<sup>15</sup>. Wie zeitgenössische Darstellungen zeigen (Abb. 2), wurden dabei unter anderem bereits kleine Vorläufer der heutigen Narrenbäume mitgetragen. Und nicht zuletzt gehörten zu den Begleitfiguren auch schon jene künstlichen Tiergestalten mit Scheinreitern, wie wir sie in der gegenwärtigen Fastnacht etwa im *Brieler Rößle* von Rottweil oder im *Stadtbock* von Bräunlingen noch immer antreffen (→ Abb. 37 u. 94).

Die Vertreter der weltlichen und der geistlichen Obrigkeit begegneten dem ausgelassenen Treiben am Vorabend der Fastenzeit in der Regel mit Toleranz, legten aber seine Grenzen durch penible, Jahr für Jahr ganz oder in Teilen neu dekretierte Fastnachtsordnungen genauestens fest. Wer sich an die dort vereinbarten Spielregeln hielt, hatte nichts zu fürchten; wer jedoch dagegen verstieß, in der Enthemmung Grobheiten beging, Schlägereien anzettelte, Frauen belästigte oder einfach ignorant in den Aschermittwoch hinein weiterfeierte, wurde anschließend – und solche Fälle waren häufig – zur Verantwortung gezogen. Die Position der weltlichen Macht blieb stets pragmatisch an der Respektierung des gesteckten Rahmens durch die Akteure und an den Belangen der öffentlichen Sicherheit orientiert. Betrachtet man indessen die Haltung der Kirche, so fällt auf, daß sich deren Verständnis der Fastnacht im Verlauf des 15. Jahrhunderts deutlich wandelte und theologisch

in einer ganz zielgerichteten Weise Profil annahm. Punktuelle Kritik an allzu großer Zügellosigkeit in den Tagen vor Aschermittwoch hatte es von seiten der Geistlichkeit schon immer gegeben, aber dahinter stand zunächst noch kein geschlossenes ideengeschichtliches Konzept.

Dieses scheint sich erst ab etwa 1400 herauskristallisiert und danach allerdings rasch verdichtet zu haben, wie eine Entwicklung zeigt, die man schlagwortartig als Diabolisierungsprozeß bezeichnen könnte. Während nämlich der Festtermin Fastnacht an sich von den Theologen anfangs noch weitgehend wertneutral gesehen und von einzelnen Klerikern je nach persönlicher Gestaltung sogar mit mystiknahen Bildern in Verbindung gebracht wurde, trat an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit eine regelrechte »Verteufelung« ein. So konnte etwa um 1360 ein Dominikanermönch in Rottweil noch völlig unbefangen eine Predigt »von vasnaht krapfen« formulieren, in der er Christus selbst als »geistlichen vasnaht buoln« der gottgefälligen Seele schilderte<sup>16</sup>, während knapp anderthalb Jahrzehnte später Sebastian Brant in der 1495 erschienenen Basler Zweitausendauflage seines Erfolgsbuchs »Das Narrenschiff« die Fastnacht mit der wenig freundlichen Feststellung charakterisierte: »Der tüfel hat das spil erdacht.«<sup>17</sup> Damit war alles gesagt, was die führenden Gelehrten seiner Generation von der Fastnacht hielten.

Offenbar hatten im theologischen Diskurs der Niedergang der Mystik, die veränderte Perspektive der Scholastik und insbesondere ein ausgeprägter Augustinismus dazu geführt, daß das Verhältnis zwischen Fastnacht und Fastenzeit zunehmend antithetisch, als Ausdruck eines Gegensatzes, gesehen wurde. Ganz im Sinne der Zwei-Staaten-Lehre des heiligen Augustinus ließen sich nämlich die Fastnachtstage mit der »civitas diaboli«, dem Teufelsstaat, und die Fastenwochen mit der »civitas Dei«, dem Gottesstaat, gleichsetzen<sup>18</sup>. Daß dieses Denkmodell an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert tatsächlich von Theologen gerne herangezogen wurde, um den Gläubigen in Predigt und Katechese den Kontrast zwischen Fastnacht und Fastenzeit vor Augen zu führen, ist durch zahlreiche Quellen belegt<sup>19</sup>. In der Brauchpraxis galt Fastnacht damit nun nicht mehr bloß als ein dem Alltag enthobener Freiraum, den man inhaltlich beliebig ausgestalten konnte, sondern als ein Fest mit vorgegebenem Erwartungshorizont, in dem die sündhafte Welt quasi sich selbst inszenierte.

### **Teufel, Narr und Tod in den Schlüsselrollen**

Dieser tiefgreifende Veränderungsprozeß in der theologischen Bewertung der Fastnacht, ihre Deutung als verkehrte, unheilvolle Welt, bis hin zu ihrer Gleichsetzung mit der »civitas diaboli«, dem Teufelsstaat – all das blieb

Der Metzger Freiheit vnd ihr danck angefangen Anno im 1449 Jar



2  
Fastnachtsta-  
Darstellung  
des 16. Jahrh  
Ms. germ. fo

natürlich nicht ohne Auswirkungen sowohl auf die Inhalte als auch auf das äußere Erscheinungsbild des Festkomplexes. Bereits seit dem frühen 15. Jahrhundert tendierten die Akteure immer mehr dazu, in der Fastnacht verkleidet oder gar unkenntlich verumumt herumzulaufen. Während jedoch die Arten der Maskierung den spärlichen Belegen zufolge anfangs noch relativ beliebig gewesen zu sein scheinen, begann sich spätestens ab etwa 1450 ein immer klareres Figurenrepertoire auszuprägen, dessen Grundtypen – mit zahlreichen lokalen Oberflächenvarianten – einander über weite geographische Räume hinweg sehr ähnlich waren. Hinsichtlich der dargestellten Charaktere fällt auf, daß es prinzipiell nur Negativgestalten gab und daß Rollenklischees mit positiver Einschätzung praktisch völlig fehlten. Das deckt sich exakt mit dem kirchlichen Verständnis des Festes als Demonstration einer heillosen, gottfernen Welt. Mit Abstand am häufigsten erwähnen die Quellen vor 1500 folgerichtig den Teufel, der in vielen Fastnachten leibhaftig in Erscheinung trat und sein Unwesen trieb.

Besonders interessant aber ist, woher die dafür nötigen Schreckmasken und Kostüme häufig stammten. Sie wurden nämlich offenbar bevorzugt aus den kirchlichen Requisitenkammern für geistliche Schauspiele und Figurenprozessionen entliehen, wo zur Darstellung des Bösen in der Regel ein reicher Bestand an Dämonenverklei-

dungen lagerte. In Überlingen etwa sind solche Ausleihvorgänge von Teufelsgewändern aus dem Kostümfundus der Pfarrkirche Sankt Nikolaus zur fastnächtlichen Nutzung gut dokumentiert. Dort heißt es in einer Fastnachtsordnung aus der Zeit zwischen 1496 und 1499, wer vor Aschermittwoch das »tewfel häs« [= Teufelskleid] vom Kirchenpfleger entlehnt habe, der solle dies anschließend wieder vereinbarungsgemäß zurückgeben; und wer umgekehrt sich extra für die Fastnacht auf eigene Kosten ein solches Teufelshäs machen lasse, der möge dies das Jahr über der Pfarrkirche für den »Crutzgang«, also für die Prozession, vermutlich an Fronleichnam, zur Verfügung stellen<sup>20</sup>. Wie ähnliche Belege etwa für Freiburg i. Br. oder für Wasserburg am Inn zeigen, war ein derartiger Austausch der Verkleidungen zwischen Fastnacht und geistlichem Schauspiel im 15. und 16. Jahrhundert offenbar gang und gäbe.

Über das Aussehen und die Materialbeschaffenheit der damaligen Teufelsmasken wußte man bis vor kurzem recht wenig. Das hat sich durch einen wichtigen Fund der mittelalterlichen Stadtarchäologie inzwischen entscheidend geändert. Bei einer Grabung in der Rosengasse in Ulm wurde nämlich 1990 das Fragment einer Gesichtslarve mit dämonischen Zügen entdeckt, die dem Fundzusammenhang nach eindeutig aus dem 15. Jahrhundert stammt und die – darin liegt die eigentliche

Überraschung – nicht etwa aus Holz geschnitzt, sondern in Ton modelliert ist<sup>21</sup>. Damit enträtselt sich auch das langfristige Schicksal eines Großteils aller mittelalterlichen Gebrauchsmasken: Man benutzte sie einfach so lange, bis sie eines Tages in Scherben gingen und irgendwo verstreut im Abfall endeten. Insofern war es ein großes Glück, daß sich aus den Ulmer Bruchstücken fast die gesamte rechte Gesichtshälfte wieder zusammenfügen ließ, was schließlich durch Kontern der andern Hälfte eine vollständige Rekonstruktion erlaubte. Aufgrund dieses Objekts, das jetzt im Archäologischen Landesmuseum in Konstanz gezeigt wird, können wir heute sagen, wie man sich die ganz frühen Teufelslarven sowohl in den geistlichen Schauspielen als auch in der Fastnacht ungefähr vorzustellen hat (Abb. 3)<sup>22</sup>.

Neben den Teufeln und Höllenwesen gab es im fastnächtlichen Mummenschanz des ausgehenden Mittelalters selbstverständlich noch andere Maskierungstypen. Dem Dämonischen quasi benachbart war der Wilde Mann, ebenfalls eine unheimliche Figur, von der sich die Volksphantasie stets hatte anregen lassen. Weniger Schaudern, aber umso mehr Spottgelächter rief das Alte Weib hervor, zumal es als Fastnachtsgestalt durchweg von Männern verkörpert wurde. Reichlich Stoff boten auch die sozial Verspotteten oder Verachteten. Unter ihnen mußte in erster Linie der Bauer herhalten, dessen sprichwörtliche Tölpelhaftigkeit für städtische Akteure vielerlei Möglichkeiten eröffnete, den Normenkodex des Alltags zu durchbrechen. Was die Archivalien außerdem an Figuren nennen, sind Zigeuner, Mohren, Türken

und Juden – Vertreter gesellschaftlicher Randgruppen, die dem christlichen Ordogedanken nicht entsprachen. Einen weiteren wichtigen Akzent setzten schließlich die Tierverkleidungen, unter denen vor allem der Bär schon früh relativ häufig begegnet. Aber auch Böcke, Schweine, Affen, Störche und andere mehr sind nachweisbar, wenngleich es sich dabei um seltenere Maskengestalten handelt, die nahezu nur in hochentwickelten Fastnachtbräuchen wie dem Nürnberger Schembartlauf vorkamen. Trotzdem ist es bezeichnend, daß fast sämtliche aufgeführten Tiere eines gemeinsam haben: In der spätmittelalterlichen Lasterlehre galt jedes von ihnen als Verkörperung einer ganz bestimmten Sünde<sup>23</sup>.

Parallel zu all diesen Rollenklischees und gewissermaßen als der Inbegriff der verkehrten Welt schlechthin aber begann sich an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert vermehrt eine Gestalt in der Fastnacht durchzusetzen, die nach und nach zu deren wichtigstem Repräsentanten und prägendem Sinnbild wurde: der Narr. Obgleich die Umfangsbegrenzung dieses Buches eine ausführliche Herleitung der Narrenidee, wie sie der Verfasser an anderer Stelle geliefert hat, nicht zuläßt, sei doch wenigstens kurz auf den Entstehungsprozeß und das Bedeutungsspektrum der Narrenfigur hingewiesen. Die ältesten bildlichen Darstellungen von Narren finden sich nämlich nicht etwa in einem lustig-profanen, sondern stets in einem ernst-religiösen Kontext, und zwar in Psalterhandschriften, jeweils am Anfang des Psalms 52, wo es heißt: »Dixit insipiens in corde suo: non est Deus – der Narr sprach in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott.«<sup>24</sup>



3

Teufelsmaske aus Ulm, 15. Jahrhundert (rechts) Rekonstruktion (links) Original (Archäologisches Landesmuseum Konstanz)

qm̄ vñ  
 n̄ est nō  
 n̄ gustā  
 n̄ vō est  
 onū est  
 z. tñ in  
 on gustā  
 tuus. In  
 amalech.  
 R. q. d.

**I**ncipiens malogā impetatis  
**Q**uare  
 in si  
 piens in cor  
 de suo. n̄ est  
 deus. qd̄ audē in corde suo.

insipien  
 spientes  
 licet q. si  
 dicatur  
 intelligi  
 sapiens et  
 qui male  
 in corde q  
 ut. si m

4  
 Narr  
 Psalt  
 Fran  
 (Bas  
 B 17

Narrheit war also ihrem eigentlichen Sinne nach gleichzusetzen mit Geistesblindheit, Ignoranz und Gottesleugnung, ja sie stand sogar für die Erbsünde überhaupt. Aus der Entwicklung der Psalterillustration von 1200 bis 1500, genauer gesagt, aus der Art und Weise, wie am Textbeginn des Psalms 52 der Narr jeweils abgebildet

wurde, läßt sich dessen schrittweise äußerliche Standardisierung ablesen, die bis ins kleinste Detail zeichenhafte Bedeutung hatte. So wurde der »Insipiens« zunächst mit einer Keule und einem Brot in der Hand wiedergegeben (Abb. 4), dann mit Eselsohren und bestimmten Gewandfarben, meist grellgelb und knallrot, gekenn-

**A** ama  
 aut̄ erui  
 ut nō per  
 tergum  
 i mea.  
 infernus  
 et mors  
 nō expecta  
 nūt in la  
 i tuam.

tre. ps. Venite exul. an.  
 fluertis dñs. ps dauid.

**Q**uare  
 in si  
 piens  
 i corde  
 suo?  
 nō est  
 deus.

**C**or  
 rupti sunt et abhomi

5  
 Narr  
 Brev  
 zu P  
 (Bas  
 A N



von Thomas Murner, beginnend 1512 mit der »Narrenbeschwörung« und endend 1522 mit seinem Pamphlet »Von dem großen Lutherischen Narren«, das den Narrenbegriff sogar in die Auseinandersetzungen der Reformation einführte<sup>27</sup>. Da nun die Fastnacht – und hier rundet sich der Gedankengang – nach Ansicht der Theologen ebenfalls nichts anderes war als die zeitlich befristete Demonstration einer heillosen, gottfernen Welt, drängte sich als deren entscheidende Integrationsfigur und wichtigste Spielrolle die Gestalt des Narren geradezu auf. In der Tat nahmen Standardnarren mit Schellen und Eselsohren im Mummenschanz der tollen Tage vom Ende des 15. Jahrhunderts an immer mehr zu, bis das Kompositum »Fastnachtsnarr« schließlich sogar zur Generalbezeichnung für sämtliche fastnächtlichen Masken- und Kostümträger gleich welcher Art wurde.

Mit der zentralen Botschaft der Gottferne verband sich im Bedeutungsgehalt der Narrenfigur freilich noch eine weitere Dimension, die heute so gut wie vergessen ist, die der Bevölkerung um 1500 aber sehr wohl bewußt war: die Nähe zur Vergänglichkeit<sup>28</sup>. Durch die faktische Gleichsetzung von Narrheit und Erbsünde hatten beide zwangsläufig auch dieselbe Konsequenz. Mit anderen Worten: Wenn nach biblischer Auffassung durch den Sündenfall Evas der Tod in die Welt gekommen war, so mußte die Narretei als Synonym für Erbsünde ebenfalls in eine enge Beziehung zum Tod rücken. In der Tat legen davon seit dem späten 15. Jahrhundert zahlreiche Darstellungen der Sakral- und Profankunst beredtes Zeugnis ab. Aus der Fülle von Bildbelegen, die auf den makabren Zusammenhang von Narrheit und Tod hinweisen, sei hier nur ein Beispiel herausgegriffen, das sich vielleicht nicht von ungefähr in Rottweil, einer der traditionsreichsten Hochburgen der schwäbisch-alemannischen Fasnet, befindet. Für eine Seitenkapelle des Südschiffs der dortigen Pfarrkirche Heiligkreuz hat um 1495/96, fast zeitgleich also mit dem Erscheinen des »Narrenschiffs« von Sebastian Brant, ein unbekannter Steinmetz eine Gewölbekonsolle in Gestalt eines Narren gemeißelt. Als älteste in Rottweil nachweisbare Narrendarstellung überhaupt zeigt sie den rot gewandeten Toren mit einer Geldbörse am Gürtel, wie er Dudelsack spielt und von einem Hund begleitet wird (Abb. 7). Und offenbar in guter Kenntnis des philosophisch-theologischen Kontextes hat der derselbe Bildhauer dann folgerichtig auch noch den Komplementärgedanken zur Narrenidee, die Vergänglichkeitsvorstellung, in Stein verewigt. An genau der entsprechenden Stelle, die in der einen Seitenkapelle dem Narren zugewiesen ist, befindet sich nämlich in der nächsten Kapelle ein grinsender Totenschädel mit der eigens hinzugefügten Aufschrift »Memento mori – bedenke, daß du sterben muß« (Abb. 8)<sup>29</sup>. Einmal mehr bestätigt sich damit: Seit dem ausgehenden 15. Jahrhun-

zeichnet (Abb. 5), schließlich mit einem Narrenzepter, der sogenannten Marotte ausgestattet, und endlich mit Schellen und einem Hahnenkamm oder gar einem ganzen Hahnenkopf auf der als »Gugel« geschnittenen Kappe versehen (Abb. 6), bis zuletzt am Vorabend der Neuzeit ein fest umrissener, optisch unverwechselbarer Typus geschaffen war<sup>25</sup>.

Dieser wiederum wurde spätestens durch Sebastian Brant, dessen »Narrenschiff« 1494 den Auftakt einer ganzen Welle von Narrenliteratur bildete, zur großen Symbolfigur der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, zum Sinnbild einer für viele Menschen beunruhigenden Epoche des Umbruchs und zum Signum einer in den Augen der Zeitkritiker und Moralsatiriker aus den Fugen geratenen, in Narrheit versinkenden Welt<sup>26</sup>. Der 1498 bis 1499 gehaltene Narrenschiff-Predigtzyklus des Johann Geiler von Kaysersberg und das 1509 verfaßte »Lob der Torheit« des Erasmus von Rotterdam trugen dazu ebenso bei wie die zahlreichen narrenthematischen Schriften

6  
1 König David,  
Alter Karls VIII.,  
5. Jahrhundert  
nale, lat. 774,  
fol. 63 v)

dert war der Narr zu einer Schlüsselfigur seiner Zeit geworden; und jene »tragende« Rolle, die er inzwischen ein halbes Jahrtausend lang im Rottweiler Kirchengewölbe spielt, wuchs ihm gleichermaßen in der Fastnacht zu.

### Der Kampf zwischen Fastnacht und Fasten

Die Inhalte der Fastnacht blieben also in der frühen Neuzeit keineswegs dem Zufall überlassen, sondern hatten sich in einem langen Prozeß als ein bis in die Einzelheiten gezieltes Kontrastmodell zur Fastenzeit geformt. Das galt für den deutschen Sprachraum ebenso wie für Italien, Spanien, Frankreich und die Niederlande. Speziell dort war die vergleichende Gegenüberstellung der beiden Sphären im 16. Jahrhundert ein beliebtes Thema der bildenden Kunst. Zu höchster Vollendung gelangte das Motiv zweifellos 1559 mit dem berühmten Gemälde »Der Kampf zwischen Fastnacht und Fasten« von Pieter Bruegel, das im Kunsthistorischen Museum in Wien aufbewahrt wird (Abb. 9). Diese gewaltige allegorische Komposition veranschaulicht die ganze Fülle des damaligen Wissens sowohl über den Stellenwert fastnächtlicher Narretei als auch über die Bedeutung vorösterlicher Buße.

Um beides zueinander in Beziehung zu setzen und gleichzeitig gegeneinander abzugrenzen, wählte Bruegel ein bis in die letzten Details feinsinnig durchdachtes, antithetisches Darstellungsprinzip: Die gesamte linke Hälfte des Bildes gehört der Fastnacht mit dem Wirtshaus als Hauptanziehungspunkt, die rechte dagegen der Fastenzeit, die sich ihrerseits völlig auf die Kirche hin orientiert. Vor allem aber treten im Vordergrund die Personifikationen der zwei Seiten zu einem pittoresken

Zweikampf gegeneinander an: der fettwanstige »Vastelavont«, auf Schlittenkufen und Faß reitend, mit vollgespicktem Bratspieß als Lanze, und die ausgemergelte Frau Fasten, auf Rollwägelchen und Kirchstuhl sitzend, mit einem Ruderblatt bewaffnet, das zwei kärgliche Fische zieren. Das jeweils zahlreiche Gefolge der beiden Protagonisten, die Masse der sie umgebenden Sinnzeichen und das ungemein dichte Netz der Querverbindungen, Symmetrien, Entsprechungen und Bezüge zwischen der linken und der rechten Gemäldehälfte machen Bruegels Werk für den Betrachter zu einem wahren Universum<sup>30</sup>. Bei aller verwirrenden Vielfigurigkeit und Feingliedrigkeit aber vermittelt sich die zentrale Botschaft doch auf den ersten Blick: Fastnacht und Fastenzeit als Aufeinanderprall zweier Welten, zwischen denen sich der Mensch entscheiden muß.

Diese Vorstellung war im Bewußtsein der spätmittelalterlichen Gesellschaft, auch und gerade der einfachen Leute, tief verankert. Dafür sorgte mit Beharrlichkeit und Nachdruck in erster Linie die Kirche, die auf das Verhältnis zwischen Fastnacht und Fastenzeit, wie wir bereits wissen, ganz präzise das Zwei-Staaten-Modell des heiligen Augustinus anwandte. Daß diese von klaren Wertordnungen bestimmte, antithetische Betrachtungsweise im Denken der Bevölkerung stets präsent blieb, wurde durch einschlägige Predigten am Vorabend der österlichen Bußzeit Jahr für Jahr von neuem sichergestellt. Belege hierfür sind in großer Zahl überliefert. So erklärte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, etwa der Franziskaner Johannes Pauli kurz vor 1500 an einem Aschermittwoch den Gläubigen: »E dann ich kum uff die hüttigen [= heutige] epistel, söllint ir wissen, lieben kind [...], wie so ain grosser underschaid ist zwüschent



7  
Narr mit [...]  
Gewölbe  
(Pfarrkirch.)

8  
Totenschädel  
Rottweil (



9  
 ht mit den Fasten.  
 rüegel d. Ä., 1559  
 risches Museum)

dem vergangen zyt der fasnacht und dem hailsamen zyt der fasten, also grosser underschaid ist zwüschent der finsternus und dem liecht, als ein grosser underschaid ist zwüschent niderstigen und uffstigen [...] In der fasnacht sint die menschen [...] abgeschtigen zu der hell: [...] jetz im hailsamen zyt der fasten söllint wir widerumb uffstigen [...] und komen zu unsrem vatterland, der [= dem] himelschen Jerusalem.«<sup>31</sup> Die Fastnacht bedeutete nach diesen Worten also Abstieg zur Hölle, die Fastenzeit hingegen Aufstieg zum himmlischen Jerusalem. Das war augustinische Lehre in Reinkultur. – An einer isolierten Betrachtung der Fastnacht zeigte sich die kirchliche Didaktik nie interessiert. Ihr ging es stets darum, beide Modelle, Fastnacht und Fastenzeit, miteinander zu vergleichen, um durch das Aufzeigen dieser Alternative die Menschen vom falschen Weg abzubringen und sie auf den richtigen zu führen. So gesehen, war die Erfahrung der Fastnacht wichtig, wollte man in der Fastenzeit eine bewußte Umkehr – griechisch »metanoia« – voll-

ziehen. Nicht umsonst hatte der Basler Franziskaner Johannes Meder, ein Zeitgenosse und Bewunderer Sebastian Brants, in seinem 1494 neu herausgegebenen Quadragesimale geschrieben, daß man zuerst »die Krankheit kennen« müsse, die man in der Fastenzeit heilen wolle<sup>32</sup>.

Völlig realitätsfremd wäre es nun allerdings, aus der offenbar gängigen Anwendung theologischer Deutungsmuster auf das Brauchgeschehen den Schluß zu ziehen, die Kirche hätte damit den Fastnachtsnarren womöglich selbst direkte Spielanleitungen zur wirkungsvollen Inszenierung der »civitas diaboli« gegeben. Dies trifft ganz gewiß nicht zu. Erstens sah der Klerus hierin nicht seine Aufgabe, und zweitens gestalteten sich die tollen Tage vor dem Anbruch der Fastenzeit viel zu wild und zu anarchisch, als daß die Akteure – überwiegend junge Burschen, wohlgermerkt – sich als lammfromme Ausführende kirchlicher Anweisungen hätten in Dienst nehmen lassen. Vielmehr wird man sich den Wechselwirkungsprozeß zwischen Katechese und Brauchab-

lauf so vorzustellen haben, daß die Kleriker vorhandene Braucherscheinungen moralisierend interpretierten und die Brauchträger ihrerseits wiederum parodierend, persiflierend und pervertierend auf das von den Kanzeln Gehörte reagierten.

Manches ergänzte sich dabei wohl auch ganz von selbst. Erinnern wir uns zum Beispiel an die makabre Bedeutungsnahe der Narrenidee zur Vergänglichkeitsvorstellung, an jene zwingende Nachbarschaft zwischen Tor und Tod, wie sie auch in den Gewölbekonsolen von Heiligkreuz in Rottweil festgehalten ist, so erscheint es hochgradig sinnreich und in sich stimmig, wenn die Kirche ihren Gläubigen traditionell nur wenige Stunden nach den Narreteien der Fastnacht das Aschenkreuz auflegt und ihnen damit eindringlicher als an jedem anderen Termin des liturgischen Jahres das »Memento mori« vor Augen führt. Die weitgehend säkularisierte Welt von heute nimmt dieses großartige Zusammenwirken von profanem Brauch und sakralem Ritus als Instrument der Katechese überhaupt nicht mehr wahr. Den spätmittelalterlichen Menschen aber war sie wohl bewußt, oder sie haben zumindest etwas davon geahnt: Ohne die Einsicht des Narren am Aschermittwoch verliert die Narrheit des Christen in der Fastnacht ihren Sinn. Ob sie in der Praxis auch danach handelten, lassen wir dahingestellt.

## Entwicklung der südwestdeutschen Fasnet bis zum Ersten Weltkrieg

Eine detaillierte Geschichte der südwestdeutschen Fastnacht von ihren ersten urkundlichen Nachweisen bis in die Gegenwart zu schreiben, wäre eine Lebensaufgabe. Im Rahmen dieses Buches ist es allenfalls möglich, an ausgewählten Beispielen einige wichtige Stationen der Brauchentwicklung aufzuzeigen, die typisch sind und als repräsentativ gelten können. Das soll im folgenden geschehen.

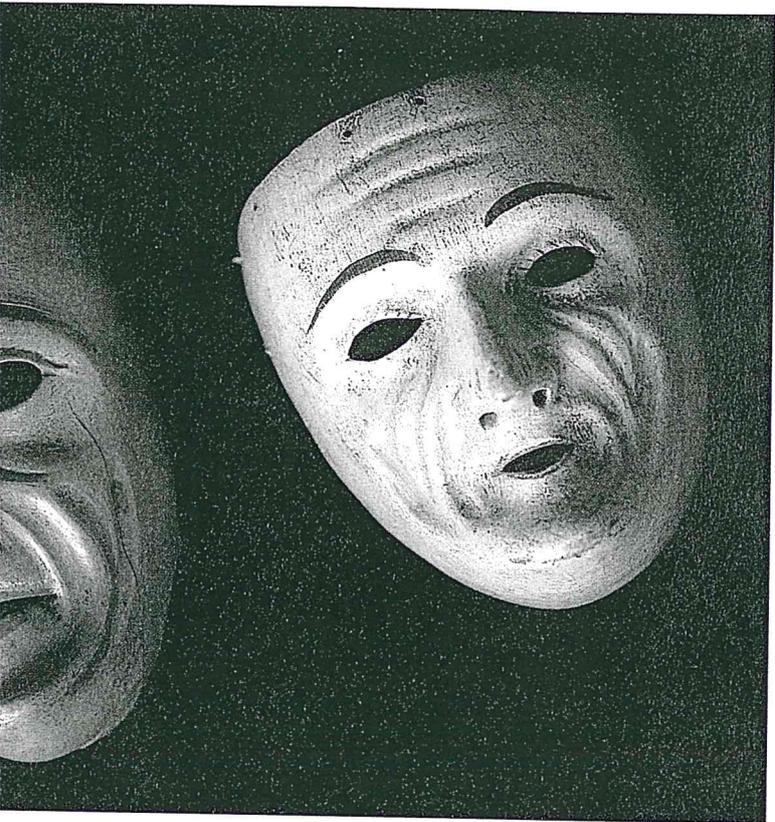
### Von den ältesten Traditionen bis zur Aufklärung

Die frühesten lokalen Hinweise auf den Festtermin Fastnacht sind in der Regel urkundliche Erwähnungen der Ablieferungspflicht von sogenannten »Fastnachtshühnern«. Sie gehen vereinzelt bis ins 13. Jahrhundert zurück, werden ab dem 14. Jahrhundert dichter und sind danach kaum noch überschaubar<sup>33</sup>. Daß gerade Hühner

die klassischen Zinsgaben zur Fastnacht waren, resultierte aus den Fastenvorschriften, genauer gesagt, aus dem Problem der Eier, die in der Abstinenzzeit nicht verzehrt werden durften und die sich Jahr für Jahr ab Aschermittwoch nutzlos ansammelten. Im Gegensatz zur Fleischerzeugung, deren Fortgang durch Einstellung des Schlachtens ohne Schwierigkeiten zu stoppen war, ließ sich die Legetätigkeit der Hühner in den sechs Wochen vor Ostern nicht unterbinden. Wollte man daher die Eierproduktion in der Fastenzeit wenigstens etwas vermindern, gab es hierfür nur eine Möglichkeit: die Dezimierung des Hühnerbestands. Aus diesem Grund mußte von den Bauern als wichtigste Zinsleistung an Fastnacht nahezu überall eine bestimmte Anzahl von Hühnern abgeliefert werden, die noch vor Anbruch der geschlossenen Zeit in den Suppenschüsseln der Zinsherren landeten und damit als Legehennen ausfielen. Der unvermeidliche Eierberg, der sich durch den überlebenden Restbestand der Hühner zum Ende der Fastenzeit hin dennoch ansammelte, erklärt übrigens nebenbei, warum im österlichen Brauchtum Eier eine so zentrale Rolle spielen.

Der Quellenwert der urkundlichen Fastnachtshühnerbelege, die von den Chronisten heutiger Narrenzünfte stets mit Stolz präsentiert werden, ist indessen gering. Derartige Archivalien bestätigen lediglich, daß Fastnacht zum betreffenden Zeitpunkt eine Zäsur im Wirtschaftsjahr darstellte. Über konkrete Festivitäten, Gelage, Tänze, Heischeformen oder gar Vermummungen sagen sie gar nichts aus. Sehr spärlich sind die Nachrichten auch noch fürs 15. Jahrhundert. Dennoch dürfen wir davon ausgehen, daß es spätestens ab 1450 vielerorts bereits größere fastnächtliche Vergnügungen und Darbietungen differenzierterer Art gab. Was die Archivalien allerdings berichten, ist nur selten der normale Brauchverlauf, denn für dessen Aufzeichnung bestand ja keine Veranlassung. Vielmehr sind es fast ausschließlich die hinterher aktenkundig gewordenen Regelverstöße und Ordnungswidrigkeiten der Akteure, aus denen wir Rückschlüsse auf den eigentlichen Fastnachtsrahmen ziehen müssen. Und an Eklats mangelte es in der Tat nicht. Allein etwa in Freiburg spannt sich der Bogen von dem Vorfall des Jahres 1496, wo der »karreknecht« des Kanzlers der 1457 gegründeten Universität wegen seiner Unflätigkeiten in einem »fastnachtspihl« in den Turm geworfen wurde<sup>34</sup>, über viele weitere Reibereien bis hin zu dem juristischen Nachspiel der Fastnacht 1566, in der offenbar Kostüme der Passionsdarsteller in Prozessionen für närrische Zwecke mißbraucht worden waren<sup>35</sup>.

Ungeachtet solcher Auswüchse, die beinahe notwendig dazugehörten, hatte sich der Brauchkomplex Fastnacht um die Mitte des 16. Jahrhunderts im wesentlichen voll entfaltet, soweit ihm nicht, wie etwa in Nürn-



10  
Zwei Holzmasken,  
17. Jahrhundert (Rottweil,  
Kramerscher Fundus)

berg, durch die Einführung der Reformation und den Wegfall der Fastenzeit die Grundlage entzogen worden war. Was die optischen Erscheinungsformen der damaligen närrischen Tage betrifft, so können wir uns hier durchaus an dem bereits vorgestellten Gemälde von Pieter Bruegel aus dem Jahr 1559 orientieren (→ Abb 9). Ähnlich wie die dort abgebildeten Maskierten und Verkleideten dürften die Fastnachtsnarren damals wohl in weiten Teilen Mitteleuropas ausgesehen haben. Das Spektrum reichte offenbar von eselsohrigen Standardnarren über Vermummte mit Larven und mehlgeweißten Gesichtern bis hin zu seltsam gewandeten Musikanten mit Instrumenten und Lärmgeräten verschiedenster Art. Überhaupt scheinen ausgedehnte Geräusch- und Geschreiorgien, wie zahlreiche Nachrichten belegen, eines der Charakteristika frühneuzeitlicher Fastnachtsumtriebe gewesen zu sein.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam es speziell in Südwestdeutschland mit seinem bunten Flickenteppich aus reformierten und katholisch gebliebenen Territorien noch zu einer ganz besonderen Grotteske. Da nämlich in evangelischen Orten die Fastnacht erst einige Generationen nach Luther völlig erlosch und man dort andererseits die gregorianische Kalenderreform der römischen Kirche nicht mitzumachen gewillt war, gab es nach deren Einführung 1582 plötzlich divergierende Brauchtermine. Die Folge bei der Bevölkerung war aber nicht etwa vermehrter konfessioneller Konfliktstoff, sondern ein früher

Fastnachtstourismus: die Katholiken pilgerten, wenn bei den Evangelischen Fastnacht war, genußvoll dorthin, und jene machten es umgekehrt. Nur wenn die Datumsdifferenzen zu extrem waren und liturgisch sensible Zeiten der einen oder anderen Seite berührt wurden, schoben die jeweils betroffenen Obrigkeiten den gegenseitigen Besuchen einen Riegel vor. So verfügte etwa der Rottweiler Rat am 4. Februar 1614: »Weil heurigs Jars die faßnacht nach altem [= julianischem] calender gar in die heilige zeit vnnd die palmwochen einfält, daß weder bürger noch landsleuth [...] an württembergische orth zu dänzten und anderen faßnacht zechenn nit gehn noch sich dahin verfüegen sollen.«<sup>36</sup>

Im Lauf des 17. Jahrhunderts paßte sich der fastnächtliche Mummenschanz nach und nach dem Stilempfinden des Barock an, wodurch insbesondere die Masken immer kunstvoller wurden. Nachdem diese, wie wir inzwischen wissen, zunächst wohl überwiegend aus Ton gebrannt und wegen der Kurzlebigkeit des Materials nur relativ grob modelliert gewesen waren (→ Abb. 3), ging man nun dazu über, sie aus Holz zu schnitzen<sup>37</sup>. Nicht von ungefähr erinnert der klassische Maskentypus südwestdeutscher Traditionsfastnachten, die sogenannte Glattlarve mit ihrem pausbackigen Lächeln, noch heute unverkennbar an die Züge barocker Putten, wie man sie etwa in oberschwäbischen Kirchen und Klöstern zu Hunderten indet<sup>38</sup>. Originalmasken, die nachweislich bis in die Barockzeit zurückgehen, sind nur ganz vereinzelt erhalten und obendrein meist in der Datierung umstritten. Zu den überaus seltenen Stücken, die möglicherweise wirklich ein Alter von 300 Jahren oder mehr haben, gehören beispielsweise zwei sehr fein geschnittene Charaktermasken aus Rottweiler Privatbesitz (Abb. 10). Ihrer Physiognomie nach könnten sie ebenso in geistlichen Spielen wie in der Fastnacht getragen worden sein. Für ersteres spräche übrigens der Umstand, daß sie der mündlichen Überlieferung nach aus dem Umfeld des Rottweiler Dominikanerklosters stammen sollen. Eine Doppelverwendung für beide Zwecke ist jedenfalls nicht unwahrscheinlich, zumal die Ausleihe von Requisiten des liturgischen Theaters für die närrischen Tage ja eine durchaus gängige Praxis war. – Über die verfeinerte Gesichtsvermummung hinaus folgten die Fastnachtsakteure nach 1600 aber auch mit ihrer übrigen Kostümierung, d. h. den Kleidungsstücken, Attributen und Accessoires, der Mode ihrer Zeit. Augenfällig zeigt sich dies wiederum bis in die Gegenwart beispielsweise an den mächtigen Pluderhosen, den aufwendigen Halskrausen oder den durch Roßhaarkränzchen am Kopfstück angedeuteten Allongeperücken zahlreicher schwäbisch-alemannischer Narrentypen (→ Abb. 31).

Gewissermaßen komplementär zur Formensprache des Barock, wie diese nördlich der Alpen etabliert war,

machte sich gegen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Stadtfasnachten des deutschsprachigen Raums schließlich noch ein weiterer stilprägender Faktor bemerkbar: der zunehmende Einfluß italienischer Elemente. Für 1699 ist im Deutschen erstmals die Verwendung des Begriffs »Karneval« belegt<sup>39</sup>, und erst ab jetzt bürgerte sich auch der heute in unserer Sprache meistgebrauchte Ausdruck für »Gesichtslarve« ein, nämlich »mascera« oder »masquera«, mittlerweile in der Form »Maske« längst zum Lehnwort geworden. Abgeleitet davon nannte man das gesamte Fastnachtstreiben im 18. Jahrhundert gerne »mascerada« bzw. »masquerada«. Aber nicht nur an philologischen Befunden läßt sich die verstärkte Orientierung an südländischen Vorbildern ablesen, sondern sie wurde auch in ganz konkreten Erscheinungen manifest. Und zwar hielten spätestens seit 1750 neue, außerhalb Italiens im Volksbrauch vorher unbekannte Figuren wie der Bajazzo, der Harlekin oder der Domino Einzug ins fastnächtlige Geschehen, wodurch dieses Impulse bekam, die es hie und da sogar in eine gewisse Nähe zur Commedia dell' arte rückten.

Trotz barocker Verfeinerung und modischer italienischer Überformung aber blieben die Brauchereignisse der närrischen Tage durchweg eine überaus derbe Angelegenheit, in der, wie die Ratsprotokolle vieler Städte dokumentieren, Rüpeleien und Grobheiten an der Tagesordnung waren. Klagen über hordenweises Herumziehen junger Burschen mit lautstarkem Gejohle, mit Trommeln und Pfeifen wiederholen sich bei Durchsicht der Quellen fast regelmäßig. Kaum minder häufig sind Berichte über sonstige Verstöße der Narren gegen kirchliche Gebote oder weltliche Anordnungen wie beispielsweise bewußt provokantes Weiterfeiern in den Aschermittwoch hinein, handfeste Beleidigungen und Belästigungen Unbeteiligter im Schutz der Unkenntlichkeit, Raufhändel und Schlägereien, bei denen es Verletzte gab, und anderes mehr. All diese in der Tat problematischen Erscheinungen der Volkskultur fanden sowohl auf Seiten der Obrigkeit als auch bei den gebildeten Eliten, insbesondere den Vertretern der Aufklärung, immer weniger Verständnis. Eben die letzteren waren es schließlich, die – im Rheinland gleichermaßen wie in Südwestdeutschland – vehement dafür plädierten, die gesamten Umtriebe der Fastnacht mit ihren Schreckfiguren und Groteskgestalten als längst überholtes Überbleibsel einer dumpfen Vergangenheit abzuschaffen. Folgerichtig mehrten sich die Generalverbote, gerieten die Narren nahezu völlig in die Defensive. Im Zeitalter der napoleonischen Kriege, an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, hatte die Fastnacht alten Stils, deren Formen sich bis dahin überall im deutschen Sprachraum relativ ähnlich gewesen waren, nur noch ein sehr geringes Ansehen. Für die

kirchliche Katechese aufgrund des gewandelten Epochengeistes uninteressant geworden, den Hütern der öffentlichen Ordnung lästig und den gebildeten Kreisen ein Dorn im Auge, schien ihr endgültiger Niedergang vielerorts absehbar<sup>40</sup>.

### Romantische Veredelung und Karnevalisierung

Vermutlich wären die närrischen Festivitäten vor dem Aschermittwoch, die um 1800 praktisch überall auf einem Tiefpunkt angelangt waren, heute wohl in der Tat weitgehend erloschen, wenn nicht gegen Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts ein bemerkenswerter Umschwung der öffentlichen Meinung stattgefunden hätte. Fast schlagartig und in verschiedensten Gegenden annähernd gleichzeitig wurde nämlich den alten Überlieferungen, wo es sie noch gab, durch die Romantik wieder neues Interesse entgegengebracht. Neben die restriktiven Maßnahmen der Obrigkeit traten jetzt vermehrt Bestrebungen des Bildungsbürgertums, das fastnächtlige Geschehen vom Odium des Pöbelhaften und Vulgären zu befreien, es in geordnete Bahnen zu lenken und ihm durch anspruchsvolle Impulse sowohl formal als auch inhaltlich ein edleres Gepräge zu geben. Den spektakulären Anfang machte im Rheinland Köln, wo kurz vor der Fastnacht 1823 von einflußreichen Bürgern ein »Festordnendes Komitee« ins Leben gerufen wurde, das noch am Rosenmontag desselben Jahres mit dem feierlichen »Einzug des Helden Carneval« eine neue Epoche der Festgestaltung einleitete (Abb. 11)<sup>41</sup>. Andere rheinische Städte folgten dem Kölner Vorbild: 1825 Düs-

11  
»Der Cölnier  
im zweiten  
Rosenmontag«  
Lithograph  
(Köln, Rhe-



seldorf, 1826 Bonn, 1829 Aachen, mit etwas größerem Abstand Mainz, dessen Einwohner nach der Gründung des MCV den »Helden Carneval« erstmals 1838 willkommen hießen, und spätestens ab den 40er-Jahren hatte sich die romantische Karnevalsreform am Mittel- und Niederrhein flächendeckend durchgesetzt<sup>42</sup>.

Was nun den deutschen Südwesten betrifft, so vollzog sich hier, auch wenn es viele schwäbisch-alemannische Narrenfunktionäre heute kaum noch glauben oder nicht mehr wahrhaben wollen, genau dieselbe Entwicklung wie im Rheinland. Nachdem sich die 1809 aus den beiden neuen Machtzentren Stuttgart und Karlsruhe erlassenen, jeweils landesweiten Verbote des alten Narrentreibens als undurchsetzbar erwiesen hatten<sup>43</sup>, drängten die zuständigen Ministerien wenigstens auf dessen grundlegende Veränderung. Im Zuge dieser Bestrebungen erklärte 1827 in Oberndorf am Neckar ein hoher württembergischer Beamter, die königliche Regierung in Stuttgart beabsichtige inzwischen zwar nicht mehr, die in den neu zu Württemberg gekommenen Orten noch vorhandene Fastnacht gänzlich abzuschaffen, aber man sei doch mit allem Nachdruck bestrebt, den derben Mummenschanz von einst »zu veredeln, zu sittigen, dem Geist der Zeit, der Vernunft und der Religion anzupassen und mit der Ehre des Menschen, Christen und Bürgers in Einklang zu bringen«<sup>44</sup>. Von der großherzoglich-badischen Administration in Karlsruhe gab es ähnliche Stimmen. Mit derlei Direktiven von oben paarten sich dann

wiederum die Interessen des Bildungsbürgertums, was zur Folge hatte, daß statt der Handwerksgelesen und einfachen Leute, die zuvor die eigentlichen Brauchträger der Fastnacht gewesen waren, fortan zunehmend Angehörige der »besseren Kreise« die Initiative an sich zogen und dem wilden, von ihnen als unwürdig empfundenen Narrenlaufen auf den Straßen neue, ihrer Meinung nach gehobene Vergnügungen gegenüberstellten. Dies führte mit der Zeit zwangsläufig zur Aufspaltung des Festgeschehens in eine mehr und eine weniger angesehene Ebene und somit zur Entstehung einer Art Zweiklassen-Fastnacht, die sich denn auch wirklich abzeichnete: Die niederen Sozialschichten »narrten« auf der Straße, während die Oberschicht die kultivierten Bälle besuchte und sich beim Tragen eleganter Kostüme und sogenannter »Charaktermasken« unterhielt.

In Rottweil – um als Beispiel einen der Hauptorte der schwäbisch-alemannischen Fasnet heranzuziehen – konstituierte sich 1830 die »Gesellschaft Museum«, die sehr rasch auch in der Fastnacht aktiv wurde und jährlich »Maskenbälle für hiesige und auswärtige Honoratioren« durchführte, zu denen bezeichnenderweise nur »Charaktermasken, aber keine Narren oder andere unanständig gekleidete Masken« zugelassen waren<sup>45</sup>. Wenig später dehnte die Museumsgesellschaft ihren formenden Einfluß zusätzlich auf die Straßenfastnacht aus mit dem Ziel, der bürgerlich-gesitteten Komponente des närrischen Treibens dort ebenfalls Geltung zu verschaffen. So fand 1842 erstmals ein großer, vom Mummenschanz alten Stils weit entfernter Umzug statt, für den die örtliche Hautevolee verantwortlich zeichnete und der als »Maskenzug mit Kostümen vom 15. bis 19. Jahrhundert« angekündigt wurde<sup>46</sup>. In den folgenden Jahrzehnten dominierten solche aufwendig gestalteten historischen Festzüge unter einem vorgegebenen Motto nahezu alle städtischen Fastnachten in Südwestdeutschland, wobei die Sujets bis 1870 überwiegend exotisch-märchenhaften oder mittelalterlichen Inhalts waren, nach der Reichsgründung 1871 jedoch stark vaterländischen und politisch-propagandistischen Charakter annahmen. Ein paar Streiflichter aus Villingen, einer ähnlich renommierten Fasnetshochburg wie Rottweil, mögen dies belegen. Dort begannen die thematischen Umzüge 1843 mit dem »Festlichen Einzug von Vater Bacchus«, 1865 lautete der Titel »Umzug Preziosa unter Anführung des Zigeunerhauptmanns Orenstirna«, 1872 bereits »Großer militärischer Durchzug aller am Kriege 1870/71 beteiligten Waffengattungen beider Nationen«, 1890 »Die deutsche Expedition in Ostafrika«, 1892 »Die Völkerschlacht bei Leipzig«, 1895 »Die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde« oder 1896 »Japanisch-chinesischer Krieg«<sup>47</sup>.

Unterdessen hatte sich, für heutige Funktionäre der schwäbisch-alemannischen Fasnet höchst irritierend,

12 a

»Fasnet« in Rottweil: Anzeige aus dem Gemeinnützigen »Zeiger« von 1857

# R o t t w e i l . A R N E V A L .

## Hôtel Gassner.

### Fastnacht - Sonntag

### BALE

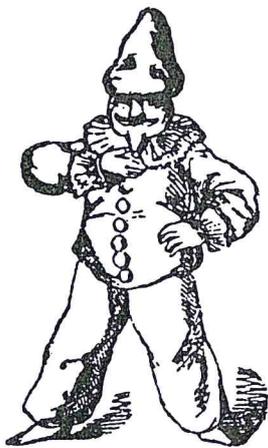
mit 24 Fr. Entré für Herren, mit der rühmlichst bekannten Trompeter-Musik vom 4. Reiter-Regiment in Ludwigsburg.

Montag & Dienstag

Tanz-Unterhaltung, wobei nur die Tanzenden bezahlen.

Höflichst ladet ein

Viktor Gassner „zum Hôtel.“



R o t t w e i l .

ganz nebenbei im gesamten südwestdeutschen Raum als Bezeichnung für die närrischen Tage praktisch ausnahmslos der Begriff »Carneval« etabliert (Abb. 12a u. b). In Villingen etwa lautete, ohne daß sich jemand daran gestört hätte, das Generalmotto der Fasnet 1884 dem damaligen Trend entsprechend »Einzug des Prinzen Carneval mit Gefolge«<sup>48</sup>. Und in Rottweil, wo seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Fastnachtsprogramme ebenfalls mit »Prinz Carneval« unterzeichnet waren, inspirierte die bürgerliche Festgestaltung sogar den Schriftsteller Eduard Schmidt-Weißenfels zu einer Novelle mit dem Titel »Carneval in Rottweil«, die 1877 in Berlin erschien<sup>49</sup>. Darin wurde Rottweil als ein solches Zentrum karnevalistischen Treibens geschildert, daß sich aufgrund der Lektüre des besagten Büchleins wiederum eine Dame aus Köln brieflich an den Rottweiler Stadtvorstand wandte und allen Ernstes wissen wollte, »ob in Wirklichkeit der Rottweiler Carneval in Bezug auf seine Großartigkeit sich mit dem Cölner messen dürfe, ja diesen noch in Bezug der großartigen Festlichkeiten, welche drei Tage vollständig in Anspruch nehmen, überflüge«<sup>50</sup>. Aus moderner Perspektive wirkt diese Kölner Privatanfrage ans Schultheißenamt des kleinen württembergischen Oberamtsstädtchens in doppelter Hinsicht grotesk, und zwar nicht nur wegen des Größenvergleichs der beiden Städte, sondern auch deshalb, weil zwischen der Art und Weise, wie die tollen Tage vor Aschermittwoch im Rheinland und wie sie am oberen Neckar begangen werden, mittlerweile Welten liegen. Heute betonen die Rottweiler nämlich mit allergrößtem Nachdruck, daß es schwäbisch-alemannische Fasnet sei, was sie feierten, und eben nicht rheinischer Carneval. Allein die Formulierung »Carneval in Rottweil«, wie sie der Autor Schmidt Weißenfels 1877 ganz unbefangen gebraucht hatte, wäre kaum ein Menschenalter nach ihm nicht mehr denkbar gewesen und von den Einheimischen geradezu als Sakrileg verstanden worden.

Dennoch bleibt es Faktum, daß man zumindest in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Bodensee, in Oberschwaben, am Neckar, auf der Baar und im Schwarzwald ganz genauso wie am Mittel- und Niederrhein ausschließlich vom »Karneval« sprach und daß Bälle, Redouten, elegante Salonereignisse und vom wohlhabenden Bürgertum organisierte historische Umzüge das Brauchgeschehen dominierten, während die alten Masken und Vermummungen, wie sie zuvor üblich gewesen waren, mehr und mehr verschwanden. Unwiederbringliche Bestände an noch erhaltenen Traditionslarven und Narrenkleidern wurden im Südwesten vielerorts zu Billigstpreisen verschleudert. Nur vereinzelt interessierten sich Sammler dafür. Die karnevalesken Feierformen hatten überall die Oberhand gewonnen und beherrschten das Bild der närrischen Tage vollständig.

**D o n a u e s c h i n g**  
**Bur Nachricht,**



daß Prinz Carneval mit  
zahlreichem Gefolge am  
Dienstag den 9. d. M.,  
Mittags 12 Uhr  
von der Eisenbahnstation Si-  
gen kommend, unsere Stad-  
passiren, im Gasthof zum Hirsch absteigen  
digungen der Spitze der jungen und alter  
gegen nehmen wird.

Seit mehreren Jahren hatten wir n-  
Freude Seine Narrheit in unsern Mauern  
wir erlauben uns deßhalb, die Bewohner :  
Land zu einem würdigen Empfange desse  
einzuladen.

**Das Narren-**

#### **Abkehr vom Carneval und Rückkehr zur Fasnet**

Zur Auseinanderentwicklung zwischen südwestdeutscher Fastnacht und rheinischem Carneval kam es erst unmittelbar vor und um die Jahrhundertwende. Während sich nämlich in den Metropolen Mainz, Köln, Düsseldorf und Aachen der Sitzungskarneval in den Sälen und die romantischen Umzüge mit Motivwagen auf der Straße fest etabliert hatten – beides wurde dort in bescheideneren Formen auch vom Umland übernommen –, gab es in Baden, in Württemberg und in Hohenzollern so etwas wie eine kleine »fastnächtliche Konterrevolution« oder zumindest eine konservative Brauchreorganisation. Nach der ebenfalls jahrzehntelangen Dominanz filigraner karnevalesker Stilformen, wie sie sich optisch etwa in den Illustrationen des 1843 angelegten »Narrenbuchs« von Tiengen am Hochrhein spiegeln (Abb. 13), regte sich in vielen Städten und Städtchen bei den einfachen Leuten, überwiegend bei den kleinen Handwerkern, Widerstand dagegen, an den närrischen Tagen weiterhin von den sogenannten besseren Kreisen gegängelt, bevormundet und nicht selten auch regelrecht ausgegrenzt zu werden. Sie holten daher kurzerhand die alten Narrenkleider, die sie zumindest vereinzelt noch verstaubt in den Truhen und auf den Speichern liegen hatten, wieder hervor und kehrten zum Mummenschanz der früheren, das heißt der vorromantischen Fastnacht zurück.

12 b  
»Prinz Carnev  
Anzeige aus  
»Verkündung: